



Heinrich Heine 1829

Nach einer Zeichnung von Kugler

Heinrich Heine (13.12.1797 in Düsseldorf – 17.2.1856 in Paris), Sohn eines jüdischen Tuchhändlers, besuchte das Düsseldorfer Lyzeum, das er ohne Abschluss verließ, 1815 eine Banklehre in Frankfurt absolvierte und 1816 ins Bankhaus seines Onkels Salomon Heine in Hamburg eintrat. Seit 1819 studierte er Rechtswissenschaft in Bonn, seit 1820 in Göttingen, 1821-23 an der Humboldt-Universität in Berlin. Im Juni 1825 trat er zum Protestantismus über und promovierte im Juli 1825 in Göttingen zum Dr. jur. Danach publizierte er als freier Schriftsteller (Reisebilder. Erster Teil, 1826; Buch der Lieder, 1827; Reisebilder. Zweiter Teil, 1827). 1827 unternahm er eine Englandreise, 1828 eine Italienreise (Reisebilder. Dritter Teil, 1830; Vierter Teil 1831). 1831 siedelte er nach Paris um, wo er sich, nach dem Verbot seiner Schriften in Preußen (1833) und in den Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes (1835), ständig niederließ und seit 1832 als Korrespondent für Friedrich Cottas Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zahlreiche Berichte und Feuilletons verfasste (Französische Zustände, 1832; Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1835; Die romantische Schule, 1836; Ludwig Börne. Eine Denkschrift, 1840). In den vierziger Jahren arbeitete er an den von Karl Marx herausgegebenen Zeitschriften „Vorwärts“ und „Deutsch-Französische Jahrbücher“ mit. In den Jahren 1843 und 1844 unternahm er zwei Reisen nach Hamburg (Atta Troll – Ein Sommernachtstraum, 1847; Deutschland. Ein Wintermärchen, 1844; Neue Gedichte, 1844). Seit 1848 an die „Matratzengruft“ gefesselt, blieb er doch bis zu seinem Tod im Februar 1856 unablässig produktiv (Romanzero, 1851; Lutetia, 1854); sein Grab liegt auf dem Friedhof Montmartre. Die wechselvolle Rezeptionsgeschichte dieses von Ideologien unabhängigen Schriftstellers spiegelt Höhen und Tiefen deutscher Geschichte: von den einen wegen Witz, Ironie und stilistischer Versatilität gerühmt und nachgeahmt, von den anderen wegen jüdischer Herkunft und journalistischer Rücksichtslosigkeit verachtet und geschmäht, scheidet er heute die Geister nicht mehr: Zwischen Goethe und Wagner ist er sicherlich der international einflussreichste deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Heine kommt in seinem Werk häufig auf das Nibelungenlied zu sprechen.

(G. Grimm, erneuert Januar 2021)

Die bisherigen Textdateien wurden ersetzt. Zitiert wird jetzt nach der Ausgabe:
 Heinrich Heine. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Manfred Windfuhr. 16 Bde. Hamburg 1973-97 (= Düsseldorfer Heine-Ausgabe, DHA).

1. Lyrik

Deutschland!

(Geschrieben im Sommer 1840.)

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
 Doch die Sonne ist seine Amme;
 Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
 Sie säugt es mit wilder Flamme.

5 Bey solcher Nahrung wächst man schnell
 Und kocht das Blut in den Adern.
 Ihr Nachbarskinder hütet Euch
 Mit dem jungen Burschen zu hadern!

10 Er ist ein täppisches Rieselein,
 Reißt aus dem Boden die Eiche,
 Und schlägt Euch damit den Rücken wund
 Und die Köpfe wickelweiche.

15 Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
 Von dem wir singen und sagen;
 Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
 Den Ambos entzwey geschlagen!

20 Ja, du wirst einst wie Siegfried seyn,
 Und tödten den häßlichen Drachen.
 Heisa! wie freudig vom Himmel herab
 Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
 Die Reichskleinodien, besitzen.
 Heisa! wie wird auf deinem Haupt
 Die goldne Krone blitzen!

DHA II, 141f.

Bey des Nachtwächters Ankunft zu Paris. [1841]

»Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreyt das Vaterland?«

5 Vortrefflich geht es, der stille Seegen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

10 Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freyheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freyheit trägt.

15 Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

20 Die Constitution, die Freyheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freye Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

25 Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren,
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

30 Es blüht der Lenz, es platzen die Schooten,
Wir athmen frey in der freyen Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Censur.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat sich der starke Wind,
 Und wieder stille wird's daheime;
 Germania, das große Kind,
 Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

5 Wir treiben jetzt Familienglück --
 Was höher lockt, das ist vom Uebel --
 Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
 Die einst genistet in des Hauses Giebel.

10 Gemüthlich ruhen Wald und Fluß,
 Von sanftem Mondlicht übergossen;
 Nur manchmal knallt's -- Ist das ein Schuß? --
 Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

15 Vielleicht mit Waffen in der Hand
 Hat man den Tollkopf angetroffen,
 (Nicht jeder hat so viel Verstand
 Wie Flaccus, der so kühn davon geloffen).

20 Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
 Ein Feuerwerk zur Goethefeyer! --
 Die Sonntag, die dem Grab entsteigt,
 Begrüßt Raketenlärm -- die alte Leyer.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
 Er lebt, er liegt nicht blutgeröthet
 Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
 Kein Russe, noch Kroat hat ihn getödtet.

25 Es fiel der Freyheit letzte Schanz',
 Und Ungarn blutet sich zu Tode --
 Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
 Sein Säbel auch -- er liegt in der Kommode.

30 Er lebt, der Franz, und wird als Greis
 Vom Ungarkriege Wunderdinge
 Erzählen in der Enkel Kreis --
 »So lag ich und so führt' ich meine Klinge!«

35 Wenn ich den Namen Ungarn hör',
 Wird mir das deutsche Wams zu enge,
 Es braust darunter wie ein Meer,
 Mir ist als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüth
 Die Heldensage, längst verklungen,
 Das eisern wilde Kämpenlied --
 40 Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenloos,
 Es sind dieselben alten Mähren,
 Die Namen sind verändert bloß,
 Doch sind's dieselben »Helden lobebären.«

45 Es ist dasselbe Schicksal auch --
 Wie stolz und frey die Fahnen fliegen,
 Es muß der Held, nach altem Brauch,
 Den thierisch rohen Mächten unterliegen.

50 Und diesmal hat der Ochse gar
 Mit Bären einen Bund geschlossen --
 Du fällst; doch tröste dich, Magyar,
 Wir Andre haben schlimm're Schmach genossen.

55 Anständ'ge Bestien sind es doch,
 Die ganz honnet dich überwunden;
 Doch wir gerathen in das Joch
 Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

60 Das heult und bellt und grunzt -- ich kann
 Ertragen kaum den Duft der Sieger.
 Doch still, Poet, das greift dich an --
 Du bist so krank und schweigen wäre klüger.

2. Prosa

Aus: Rezension zu «Tasso's Tod. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Wilhelm Smets, 1821»

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstatt belauschen, und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freylich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander, (Voraussagen der Katastrophe.) Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Costum seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen und zuweilen gar schießt ein Blitzstral aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwey besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelunge nicht frey sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen seyn. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste.

DHA X, 198f.

Über Polen [geschrieben im Herbst 1822]

Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählig versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzlich Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthousiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst und Geschichts-Denkmale im Allgemeinen übel accreditirt ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneider-Patriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schatten-Parteien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Compliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Cöllner Dom und dem Pantheon, zwischen dem »Nibelungen-Lied« und der »Odyssee«, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht und das Nibelungen-Lied einen versifizirten Dom und den Cöllner Dom ein steinernes Nibelungen-Lied nennt.

DHA VI, 79f.

Aus: Reisebilder. Zweiter Theil: Die Nordsee. Dritte Abtheilung. [1827]

Solche Beschreibung oder Prophezezung des Untergangs einer Heldenwelt ist Grundton und Stoff der epischen Dichtungen aller Völker. Auf den Felsen von Ellore und anderer indischer Grottentempel steht solche epische Katastrophe eingegraben mit Riesenhieroglyphen, deren Schlüssel im Mahabarata zu finden ist; der Norden hat in nicht minder steinernen Worten, in seiner Edda, diesen Götteruntergang ausgesprochen; das Lied der Nibelungen besingt dasselbe tragische Verderben, und hat, in seinem Schlusse, noch ganz besondere Aehnlichkeit mit der Segürschen Beschreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bey Roncisval, dessen Worte verschollen, dessen Sage aber noch nicht erloschen, und noch unlängst von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Immermann, herauf beschworen worden, ist ebenfalls der alte Unglücksgesang; und gar das Lied von Ilion verherrlicht am schönsten das alte Thema, und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Segür den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Leid schon sahen in dem Tode Baldurs, Siegfrieds, Rolands und Achilles, die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden sie wieder im Liede des Segür, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem skäischen Thore, ist auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzubuntscheckig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Uebermuth eben so groß, wie der des Peliden, ein Hektor an Milde und Tapferkeit steht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Darü, Caulaincourt u.s.w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes – nur der Kaiser selbst findet nicht seines Gleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn, in seiner äußeren Herrscherscheinung, mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht das, weil ihn, eben so wie den größten Theil seiner herrlichen Kampfgenossen, ein tragisches Schicksal erwartete, und weil sein Orestes noch lebt.

DHA VI, 163

Aus: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Drittes Buch [1835]

Ist das nicht wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das gesprochen was er dachte und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Daß der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sey, war, wie ich schon einmal gesagt, ein Geheimniß das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausschreyen sollte. Goethe war so wenig Deist wie Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit seinem scharfen Auge, die Haltlosigkeit der Fichteschen Philosophie am besten durchschauen und seine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind, mußte Fichte ein Greul seyn; dem großen Heiden war er bloß eine Thorheit. »Der große Heide« ist nemlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beylegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidenatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verständniß begabt, trotz seines sträubenden

Widerwillens hat das Christenthum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, Hund dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bey Goethe jene Heidennatur von unserer heutigen Sentimentalität durchdrungen war, wie der antique Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werthers eben so stark mitempfand wie die Freuden eines alten Griechengotts. Der Pantheismus des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie.

DHA VIII, 100f.

Aus: Die romantische Schule. Erstes Buch [1836]

Die Kunstwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geist und das ist oft sogar ihre ganze Aufgabe. Die epischen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieser Bewältigung klassifiziren.

Von lyrischen und dramatischen Gedichten kann hier nicht die Rede seyn; denn letztere existirten nicht, und erstere sind sich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Ogleich die epische Poesie des Mittelalters in heilige und profane geschieden war, so waren doch beide Gattungen ihrem Wesen nach ganz christlich; denn, wenn die heilige Poesie auch ausschließlich das jüdische Volk, welches für das allein heilige galt, und dessen Geschichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Testaments, die Legende, kurz die Kirche besang: so spiegelte sich doch in der profanen Poesie das ganze damalige Leben mit allen seinen christlichen Anschauungen und Bestrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunst im deutschen Mittelalter ist vielleicht »Barlaam und Josaphat«, ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltbarkeit, von der Entsagung, von der Verschmähung aller weltlichen Herrlichkeit, am konsequentesten ausgesprochen worden. Hiernächst möchte ich den »Lobgesang auf den Heiligen Anno« für das Beste der heiligen Gattung halten. Aber dieses letztere Gedicht greift schon weit hinaus ins Weltliche. Es unterscheidet sich überhaupt von dem ersteren wie etwa ein byzantinisches Heiligenbild von einem altdeutschen. Wie auf jenen byzantinischen Gemälden, sehen wir ebenfalls in Barlaam und Josaphat die höchste Einfachheit, nirgends ist perspektivisches Beywerk, und die langmageren, statuenähnlichen Leiber und die idealisch ernsthaften Gesichter treten streng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; im Lobgesang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutschen Gemälden, das Beywerk fast zur Hauptsache und trotz der grandiosen Anlage ist doch das Einzelne aufs Kleinlichste ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabey die Conzeption eines Riesen oder die Geduld eines Zwergs bewundern soll. Ottfrieds Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrscht noch die ganze vorkristliche Denk- und Gefühlsweise, da ist die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da stehen noch, wie Steinbilder, die starren Kämpen des Nordens, und das sanfte Licht und der sittige Athem des Christenthums dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermanischen Wäldern, die alten Götzeichen werden gefällt, und es entsteht ein lichter Kampfplatz, wo der Christ mit dem Heiden kämpft: und dieses sehen wir im Sagenkreis Carls des Großen, worin sich eigentlich die Kreuzzüge

mit ihren heiligen Tendenzen abspiegeln. Nun aber, aus der christlich spiritualisirten Kraft, entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das sich endlich noch sublimirt als ein geistliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, sehen wir am anmuthigsten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die süßeste Galanterie, die ausgebildetste Courtoisie und die abentheuerlichste Kampflust herrscht. Aus den süß nährischen Arabesken und phantastischen Blumengebilden dieser Gedichte grüßen uns der köstliche Ivain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben diesem Sagenkreis sehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom »heiligen Gral« worin das geistliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drey der grandiosesten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik.

DHA VIII, 128-130

Aus: Die romantische Schule. Drittes Buch. I.

»Des Knaben Wunderhorn« ist ein zu merkwürdiges Denkmahl unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf unseren vortrefflichen Herren Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbesprochen lassen durfte. Dieses Buch und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine besondere Erwähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bey uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sey? Und das Publikum sah dabey aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache worinn es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen, artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber aber groß wie Sonnen träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheur weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. s. w. und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bißchen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herschlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Eben so wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geschrieben. Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst, weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister der den Köllner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen drey Könige so erquicklich abkonterfeyt sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen der Guten und Edelen, die für das Heil ihrer Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergißt des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

DHA VIII, 207f.

Aus: Die romantische Schule. Drittes Buch. IV.

Die Zahl der Fouquéschen Romane ist Legion; er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. »Der Zauberring« und »Thiodolph der Isländer« verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten große Schönheiten. Besonders »Sigurd, der Schlangentödter« ist ein kühnes Werk, worin die altscandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwey Esel.

DHA VIII, 227

Aus: Die romantische Schule. Drittes Buch. IV. und V.

Daß es Herren Raupach gelungen ist auf der deutschen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen besonderen Grund. Dieser Schriftsteller, von Geburt ein Deutscher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er seine Bildung, und es war die moskowitzische Muse, die ihn eingeweiht in die Poesie. Diese Muse, die eingezobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschaale der Begeisterung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit loslug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung mußte uns nicht wenig in Verwundrung setzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht, im zivilisirten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach, auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel, nach ächter Baschkirenweise, seine dramatische Stoffe gar ritt. Dieses fand Beyfall in Berlin ,wo, wie Ihr wißt, alles Russische gut aufgenommen wird; dem Herren Raupach gelang es dort Fuß zu fassen, Der wußte sich mit den Schauspielern zu verständigen, und seit einiger Zeit, wie schon gesagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeiffer, göttlich verehrt in dem Tempel der dramatischen Kunst. Dreyßig Thaler bekommt er für jeden Akt den er schreibt, und er schreibt lauter Stücke

von sechs Akten, indem er dem ersten Akt den Titel »Vorspiel« giebt. Alle mögliche Stoffe hat er schon unter den Sattel seines Pegasus geschoben und gar geritten. Kein Held ist sicher vor solchem tragischen Schicksal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unter bekommen. Die Muse der deutschen Geschichte ist in Verzweiflung. Einer Niobe gleich, betrachtet sie mit bleichem Schmerze, die edlen Kinder, die Raupach-Apollo so entsetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es sogar Hand zu legen an die Hohenstaufen, unsere alten geliebten Schwabekaiser! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer sie geschichtlich eingeschlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach der sie fürs Theater zurichtet. Raumersche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Carikaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizey hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat. Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bey dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bey Immermann, nicht bey Grabbe, nicht einmal bey Herren Uechtritz, sondern bey dem Herren Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herren Raupach untersagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtey als Helikon anweisen.

– Die Ideenassoziation, die durch Contraste entsteht, ist Schuld daran, daß ich, indem ich von Herren Uhland reden wollte, plötzlich auf Herren Raupach und Madame Birch-Pfeiffer gerieth. Aber obgleich dieses göttliche Paar, unsere Theaterdiana noch viel weniger als unser Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, so mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil sie die jetzige Bretterwelt repräsentiren. Auf jeden Fall war ich es unseren wahren Poeten schuldig, mit wenigen Worten in diesem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute sind, die bey uns die Herrschaft der Bühne usurpiren.

V.

Ich bin in diesem Augenblick in einer sonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichtesammlung des Herren Ludwig Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erscheinen, und ehrlich offene Worte könnten als Mangel an Nächstenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes werde ich mit der Begeisterung, die mir heute zu Gebote steht, schwerlich befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieses niederschreibe, gehörig zu ermessen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überströmenden Begeisterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu feyern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen, jene Ritter die im adligen Turney sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses, zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und deklamirte vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
 »O dürft ich gehn hinab zu Dir!
 Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
 Wie roth die Blümlein hier!«

Der Jüngling ihr entgegenbot:
 »O kämest Du herab zu mir!
 Wie glänzen so die Wänglein roth,
 Wie weiß die Arme Dir!«

Und als er nun mit stillem Weh
 In jeder Früh vorübertrieb:
 Da sah er hin, bis in der Höh
 Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
 »Willkommen, Königstöchterlein!«
 Ihr süßes Wort ertönte drauf:
 »Viel Dank, du Schäfer mein!«

Der Winter floh, der Lenz erschien,
 Die Blümlein blühten reich umher,
 Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
 Doch Sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
 »Willkommen, Königstöchterlein!«
 Ein Geisterlaut herunter scholl:
 »Ade, du Schäfer mein!«

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied deklamirte, hörte ich auch wohl zuweilen wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeyschiffet, meine Worte nachäfften, und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos: »Ein Geisterlaut herunter scholl, Ade, du Schäfer mein!«

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereyen der Wasserfrauen, selbst wenn sie bey den schönsten Stellen in Uhlands Gedichten ganz ironisch kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidenlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit heranbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamirte, um dadurch die geheimnißvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nemlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidne Schleppe vorbeerauschen zu hören, und mein Herz pochte ... das war die Zeit und der Ort, wo ich für die »Gedichte von Ludwig Uhland« begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen; aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich habe untermessen viel gehört und gesehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menschen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben sitze und lese, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildesten Wogen des Tages, dort kreischen die lautes-

ten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grollt, das trommelt; im Sturmschritt schreitet vorüber die Nazionalgarde; und jeder spricht französisch. –

Ist das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte lesen kann? Drey mal habe ich den Schluß des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamirt, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einst ergriff, wenn das Königstöchterlein stirbt und der schöne Schäfer so klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein!

»Ein Geisterlaut herunterscholl,
Ade! du Schäfer mein!«

Vielleicht auch bin ich für solche Gedichte etwas kühl geworden, seitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit schmerzlichere Liebe giebt, als die welche den Besitz des geliebten Gegenstandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der That, schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Caprizen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen

Ade, du Königstöchterlein!

DHA VIII, 229-234

Aus: Traditions populaires

Le problème, le but du paganisme, était la conquête du bonheur. Le héros grec le nomme la toison d'or, et le héros germain, le trésor des Nibelungen. La tâche du christianisme fut au contraire l'abnégation, et ses héros souffrirent les tortures du martyre: ils se chargèrent eux-mêmes de la croix, et leur plus grande lutte ne leur valut jamais que la conquête d'un tombeau.

On se rappelle, il est vrai, que la toison d'or et le trésor des Nibelungen ont préparé de grands maux à leurs possesseurs. Mais ce fut justement l'erreur de ces héros, qu'ils prirent l'or pour le bonheur. Au fond, ils avaient toujours raison. L'homme doit chercher à acquérir le bonheur sur cette terre, le doux bonheur et non la croix Hélas! il peut attendre jusqu'à ce qu'il arrive au cimetière; on la mettra alors sur sa fosse, cette croix.

DHA IX, 177